

Die Schuld der kaiserlichen Heerführer am deutschen Zusammenbruch

**Aus dem Wert
des Untersuchungsausschusses
der Nationalversammlung und
des Reichstags 1919 bis 1925**

**Von einem Mitglied des Zweiten und
Vierten Unterausschusses**

Preis 30 Pfennig.

Mit einem Anhang

**Minderheitsentschließung Dittmann, Dr. Moses,
Dr. Quessel über die Ursachen des militärischen
Zusammenbruchs 1918**

Verlag: Leipziger Buchdruckerei AG., Leipzig.

37665

A37665

Einleitung.

Im Jahre 1919 hat die Nationalversammlung in Weimar einen Parlamentarischen Untersuchungsausschuß eingesetzt, um die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs auf Grund der vorhandenen Urkunden und durch Vernehmung der an der militärischen und politischen Kriegsführung beteiligt gewesenen Personen zu ergründen. Von den Unterausschüssen, die arbeitsteilig an die schwierige Aufgabe herantraten, die Hauptschuldigen am deutschen Zusammenbruch zu ermitteln, um sie der Bestrafung zuzuführen, hat der Vierte Unterausschuß, dem die Aufgabe zugewiesen war, die Schuld der kaiserlichen Heerführer festzustellen, seine Arbeiten beendet. In drei Bänden, die 1361 Druckseiten umfassen, liegt das Werk des Vierten Unterausschusses jetzt vor uns. Der erste Band enthält die Entschließungen und Verhandlungsberichte, die einen Einblick gewähren in die nahezu sechsjährige Tätigkeit dieses Unterausschusses, der Licht in das Dunkel der militärischen Vorgänge bringen sollte, die zum Verlust des Krieges führten. Der zweite Band gibt das Gutachten des Sachverständigen Oberst a. D. Bernhard Scherdtzfege r wieder, das sich einseitig mit der Frage beschäftigt, wer im letzten Jahr des Kaiserreichs die Verantwortung für die militärische und politische Kriegsführung trug. Der dritte Band endlich umfaßt die Gutachten der Sachverständigen General der Infanterie von Kuhl und Prof. Dr. Hans Delbrück über die Entstehung, Durchführung und Zusammenbruch der Offensive von 1918.

Vom Hauptausschuß war dem Vierten Unterausschuß das Arbeitsgebiet nicht genau abgesteckt worden. Nach monatelangem Suchen und Verhandeln gelangte er dahin, die Untersuchung auf die Offensive von 1918 zu beschränken. Der Gang der Untersuchung zeigte jedoch, daß diese Beschränkung auf das Jahr 1918 nur schwer durchzuführen war. Der Weltkrieg bildet ein einheitliches Ganzes. Die einzelnen Akte der großen Kriegstragödie sind nur zu verstehen, wenn man die Handlung

der vorhergehenden kennt. Kein Wunder daher, daß die Ereignisse der Kriegsjahre 1914—1917 immer wieder in die Verhandlungen hineinspielten, obwohl nur die Offensive von 1918 zur Untersuchung stand. Zumeist geschah die Bezugnahme auf die Vorgänge in den Jahren 1914 bis 1917, die gewissermaßen die Vorgeschichte des deutschen Zusammenbruchs darstellen, in der Weise, daß von den Sachverständigen und den Mitgliedern des Ausschusses auf die Darstellung deutscher Heerführer verwiesen wurde, die den Verlauf der militärischen Operationen von 1914 bis 1917 miterlebt hatten. Zu diesen gehört an erster Stelle Generalleutnant Otto von Moser, der infolge seiner Verwendung als Heerführer auf den wichtigsten Kriegsschauplätzen im Kampfe mit Franzosen, Briten, Russen, Serben und in seinen Stellungen vom Brigadeführer bis zum Korpskommandanten reiche eigene Kriegserfahrungen schöpfen, aber auch in näheren Meinungsaustausch mit den obersten Heerführern des Kaiserreichs treten konnte. In seinem „Strategischen Überblick über den Weltkrieg“, auf den in der Publikation des Vierten Unterausschusses immer wieder verwiesen wird, wird eine Bilanz der ersten drei Kriegsjahre gezogen, die uns den Schlüssel zum Verständnis des Zusammenbruchs im Jahre 1918 gibt. Auf die Moserische Bilanz der Kriegsjahre 1914—1917, die das erste wahrheitsgetreue Bild des großen Krieges entrollt, wird in dieser Arbeit zunächst eingegangen, ehe die Ereignisse des Jahres 1918 zur Besprechung gelangen.

1. Die Marneschlacht.

Was Generalleutnant von Moser uns auf Grund seiner Erlebnisse als Brigadefeldkommandeur über die Einmarschkämpfe im Westen zu berichten weiß, muß auf Feind und Freund des Kaiserreichs wahrhaft erschütternd wirken. Die Wahrheit über die Marneschlacht ist, daß Dünkel und falsche Erziehung bei den kaiserlichen Heerführern, gepaart mit hilfloser Unfähigkeit der ersten Obersten Heeresleitung (Moltke jun.), zu der Niederlage an der Marne (6.—10. September 1914) führten, die die Tragödie Deutschlands einleitete.

Wer die Wochen, die der Marneschlacht vorangingen, in der Heimat miterlebt hat, der weiß, daß damals das Geschrei von den „fliehenden Franzosen“ durch das siegestrunkene Deutschland gellte. Die französischen Militärs hatten alle Ursache, damit zufrieden zu sein. Ein Blick in die deutschen Zeitungen zeigte ihnen, daß ihr Täuschungsmanöver eines fluchtartigen Rückzuges des französischen Heeres seine Wirkung nicht verfehlt hatte. Das Zurückweichen der Franzosen, über das die deutschen Zeitungen jubelten, war allerdings Tatsache, nur war es keine Flucht, sondern eine klare, klug überlegte Maßnahme gegen den deutschen Kriegsplan, von dem Generalleutnant v. Moser sagt, daß er nicht nur den Franzosen vertraut war, sondern „fast weltbekannt geworden war, also keine überraschende Kraft mehr in sich barg“:

„In Wahrheit war das französische Heer . . . in der Zeit vom 26. bis 30. August von der französischen Führung planmäßig hinter die Marne zurückbefohlen worden . . . Den zum Teil mit Hilfe der Eisenbahn vollzogenen Rückzug des französischen Heeres zu verhindern, lag außer deutscher Macht.“

Auch über den deutschen Kriegsplan teilt uns v. Moser Erbauliches mit. Es war der alte Plan des 1913 in Berlin verstorbenen Generalfeldmarschalls Graf von Schlieffen, nach dem im Zweifrontenkrieg zunächst Frankreich mit gewaltigem Schlag niedergestreckt werden sollte, worauf sich das kaiserliche Heer umdrehen und den Russen den Garaus machen wollte. Schon im Schlieffenschen Plan steckte eine gefährliche Unterschätzung der Gegner, diese wurde aber noch übergipfelt durch die „Verbesserungen“, die Moltke jun. und sein kaiserlicher Berater an ihm vorgenommen:

„Den gesamten Anordnungen lag ein geradezu erschreckender, Schlieffen überbietender, ausschweifender Plan zugrunde, bei dem zudem die französische Führung und Truppe über jedes erlaubte Maß hin-

aus gering angeschlagen war: dem französischen Heere sollte nämlich dadurch ein strategisches Über-Kannä bereitet werden, daß es durch gleichzeitige Umfassung seines linken Flügels von Gegend Quentin, und seines rechten von Gegend Toul-Epinal aus, in den Armeen des deutschen Heeres erwürgt wurde.“

Die Schlieffensche „Umklammerung“ des französischen Heeres war durch Moltkes jun. „Verbesserungen“, an denen Wilhelm II. einen starken Anteil hatte, in eine „Erwürgung“ umgewandelt worden. Leider verspürten die französischen Heerführer gar keine Neigung, ihre Armee erwürgen zu lassen. Unter Scheinkämpfen zog sich das französische Heer planmäßig auf die Marne zurück, während der geistig unbedeutende, auch körperlich leidende Generalstabschef Graf Moltke jun. in seinem Hauptquartier in Koblenz saß, wo er „Hunderte von Kilometern hinter den Schlachtfeldern“ niemals einen Einblick in die militärische Lage gewinnen konnte. Aus den Meldungen von dem Zurückweichen der Franzosen hatte er, obwohl in ihnen von Zehntausenden von Gefangenen oder von Hunderten erbeuteter Geschütze gar keine Rede war, die kindliche Ansicht geschöpft, daß „die große Entscheidung zugunsten der deutschen Waffen schon gefallen“ sei. Er ließ daher die deutsche Armee unbesorgt weiter vorstürmen, entsandte bedenkenlos zwei Armeekorps nach Ostpreußen und stimmte sogar dem törichtesten Vorschlag zu, einen Durchbruch durch die Front Toul—Nancy—Epinal vorzunehmen. Generalleutnant v. Moser schildert diese beschämenden Vorgänge wie folgt:

„Alein die deutsche Oberste Heeresleitung ordnete, in gänzlicher Verkennung der Lage und in dauerndem Glauben an den fluchtartigen Rückzug der französisch-britischen Streitkräfte, am 2. September den Weitermarsch des Westheeres und im besonderen der rechten deutschen Flügelarmeen (1. Klud, 2. Bülow) nach der Gegend östlich von Paris zur Umfassung der feindlichen Heeresflanke und zugleich die Fortsetzung des Durchbruchangriffs der 6. und 7. Armee zwischen Toul—Epinal an; am 4./5. September erließ sie dann allerdings, von Luxemburg aus, eine matte und wenig klare Weisung zum Anhalten des inzwischen schon ganz nahe an Paris herangerückten rechten Heeresflügels. Aber die Befehle der deutschen Obersten Heeresleitung kamen weder rechtzeitig an, noch paßten sie zu der Frontlage; so wurden sie daher auch weder ganz ernst genommen, noch voll verstanden, noch voll befolgt.“

Jeder obersten Führung entbehrend, rannte so die kaiserliche Armee blind auf und über die Marne, wo General Joffre unter dem sicheren Flankenschutz der beiden Festungen und Heerlager von Paris und Verdun die französischen Streitkräfte in ruhiger Gelassenheit versammelt hatte, um sie am 6. September entschlossen zum Angriff gegen die deutschen Streitkräfte vorzuführen. Der Sieg, den Frankreich in den Tagen vom 6. bis 9. September errang, ist dem deutschen Volk von der kaiserlichen

Zensur verheimlicht worden. Natürlich gelang es dieser nur, die Heimat, nicht aber auch das Ausland zu belügen. Die politische Einwirkung des französischen Sieges „auf die Neutralen, namentlich auf die Haltung der schon lange im geheimen rüstenden italienischen Regierung, war eine ganz außerordentliche. Insofern bedeutet die Marneeschlacht tatsächlich „einen Wendepunkt des Krieges“, obwohl sie als kein eigentlicher „Vollsieg“ der französischen Waffen bezeichnet werden kann. Eine nachträgliche Prüfung der Verhältnisse zeigt übrigens, daß die kaiserliche Armee es nur einem Glücksfall zu danken hatte, wenn die Marneeschlacht nicht zu ihrer Vernichtung führte. Generalleutnant v. Moser schreibt hierüber:

„Wäre der französische Heeresführer durch seine zahlreiche Kavallerie besser über das Fehlen jeder Heeresreserve hinter den rechten deutschen Flügelarmeen unterrichtet gewesen . . . dann wäre eine vernichtende, vielleicht kriegsentscheidende Niederlage des deutschen Heeres an der Marne möglich, ja wahrscheinlich gewesen.“

In den Septembertagen hatte das deutsche Heer Wunder der Tapferkeit vollbracht. Wenn nun trotz alledem der Kampf an der Marne mit dem eiligen Rückzug an die Aisne endete, so war dies nach dem Urteil des deutschen Heeresführers v. Moser „niemandes anderen Schuld als der deutschen obersten Führung oder vielmehr Miß- und Nichtführung“.

2. Der blutige Opfergang in Flandern.

Die Marneeschlacht blieb nicht der einzige militärische Mißerfolg Deutschlands im Jahre 1914. Der Niederlage an der Marne unter Moltke jun. und seinem kaiserlichen Berater folgten die sinnlosen Blutopfer in den Schlachten um Ypern (Oktober-November 1914) unter dem neuen Generalstabschef, mit dem Wilhelm II. das unglückliche deutsche Volk beglückt hatte.

Erich v. Falkenhayn, den Wilhelm II. zum Nachfolger Moltkes erkor, war seit 1913 preußischer Kriegsminister gewesen und hatte sich mitten im tiefsten Frieden durch die glorreiche Schlacht von Tannenberg gegen die unbotmäßigen „Wades“ strahlenden Kriegsruhm erworben. Dieser traurige Hofgeneral und Günstling Wilhelms II. begann seine strategischen Heldentaten mit dem Befehl zum blutigen Opfergang der ungenügend ausgebildeten Jünglingskorps in Flandern „zum frontalen Angriff gegen die kriegserfahrenen britischen Söldner und die langgedienten französischen Feldtruppen“, der wohl das schwärzeste Kapitel seiner an Mißerfolgen überreichen Feldherrnlaufbahn bildet.

Am Ende der flandrischen Opferung versank plötzlich das in seinem sterbefreudigen Heroismus wahrhaft bewundernswerte deutsche Heer ruhmlos „in West und Ost auf vielen Hunderten von Kilometern in einer waffenstarrenden doppelten Grabenlinie“. Denn wenn auch im Osten Hindenburg und Ludendorff dank der schrecklichen Unfähigkeit der zaristischen Generale, deren geheime Armeebefehle die deutschen Truppen fast zwei Jahre lang mühelos entziffern konnten, nach Mosers Urteil einige „Halberfolge“, die freilich durch die kaiserliche Propaganda zu unsterblichen Waffentaten aufgebauscht wurden, erzielen konnten, so waren nichtsdestoweniger die Mittelmächte Ende 1914 „zur riesigen, zu Lande und zu Wasser eng und hart belagerten Festung geworden“, deren Aushungerung durch Abschneidung aller Zufuhren England mit eiserner Entschlossenheit betrieb.

3. Die Mängel der deutschen Kriegsvorbereitung.

Wiel zu wenig bekannt ist im deutschen Volke, daß die Vorbereitung zum Kriege, die jährlich nahezu zwei Milliarden verschlang, fast alles zu wünschen übrigließ. Als der Krieg ausbrach, stand Deutschland ohne Nothstoff- und Getreidelager da, obwohl sich jeder vernünftige Mensch sagen mußte, daß im kommenden Kriege Deutschland durch den Dreiverband zu Lande und zu Wasser von allen Zufuhren abgesperrt werden würde. Aber auch die militärische Ausbildung der waffenfähigen Jugend war im Grunde ein ungeheurer Skandal. Immer wieder ist von August Bebel und anderen sozialdemokratischen Rednern im Reichstage auf die alarmierende Tatsache hingewiesen worden, daß bei dem starren System der zweijährigen Dienstzeit nahezu die Hälfte der wehrpflichtigen Jugend dem Landsturm zugeschrieben wurde und ohne militärische Ausbildung blieb, ein Mißstand, der sich durch Verkürzung der Dienstzeit leicht hätte beheben lassen.

Auf die fähigen Köpfe im deutschen Offizierkorps blieb die sozialdemokratische Kritik nicht ohne Eindruck. Unter den hohen Offizieren, die sich der sozialdemokratischen Auffassung näherten, ragte der bayerische Generalmajor Caspar Haeusler hervor, der in Reden und Schriften für eine Armeereform eintrat, wonach die Vollauglichen nach 20 monatiger Dienstzeit für die 4 letzten Monate beurlaubt werden sollten, um der entsprechenden Zahl von Mindertauglichen Platz zu machen, die, unter Weglassung alles Paradebrills, in 4 Monaten für den Krieg ausgebildet werden sollten. Generalmajor Haeusler, der als Gemeiner den Feldzug von 1871 mitgemacht hatte, behauptete nicht, daß ein Regiment, das sich

ausschließlich aus einer Mannschaft mit nur 4 monatiger Ausbildung zusammensetzte, dasselbe leisten könne, wie ein Regiment, dessen Mannschaft eine 20 monatige Ausbildung genossen. Wenn man jedoch einen Landsturmmann mit nur 4 monatiger Ausbildung zwischen zwei Soldaten stelle, die 20 Monate gedient hätten, so werde er, sich auf das größere Können seiner Kameraden rechts und links stützend, ungefähr im Kriege dasselbe leisten, wie die Vollausgebildeten. Schlage man diesen Weg ein, so sei es möglich, jährlich fast 400 000 Mann von den vielen Millionen Landsturmlenten, die in den beiden letzten Jahrzehnten nach dem alten System keine Ausbildung erhalten hätten, für den Krieg tauglich zu machen. Durch sein System der 4 monatigen Beurlaubung der Volltauglichen einerseits und der 4 monatigen Einberufung des ungedienten Landsturms andererseits könne mit den bisherigen Kosten und deshalb auch ohne Befragung des Reichstags, allein auf Grund der kaiserlichen Kommandogewalt, die Kriegsstärke des deutschen Heeres in wenigen Jahren um viele Millionen erhöht werden.

So eifrig auch Generalmajor Haeusler seine Ideen verfolgte, bei den Gamaschenkнопfen des kaiserlichen Generalstabes fanden sie keinen Anklang. Als dann im Juni 1912 auf das Betreiben des Wehrvereins die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres um 29 000 Mann erhöht werden sollte, bestieg Generalmajor Haeusler, der 1911 in den Reichstag gewählt worden war, die Rednertribüne und zog die ganze groteske Lächerlichkeit der vorliegenden Wehrevorlage resolut an das Licht der Öffentlichkeit und stellte die Unfähigkeit der kaiserlichen Generale, die für den modernen Krieg unbedingt notwendigen Millionenheere aus dem ungedienten Landsturm aufzustellen, schonungslos vor aller Welt an den Pranger. Wollen Zustimmung fand Haeusler nur bei der Sozialdemokratie, weil seine Reformvorschläge keine höheren Kosten verursacht hätten und die Dienstzeit auf 20 bzw. 4 Monate herabsetzen wollten. Die anderen Parteien wurden allerdings auch durch die wuchtigen Angriffe dieses alten, erfahrenen Militärs stark beeindruckt, aber schließlich fanden sie doch nicht den Mut, für Haeuslers Vorschläge einzutreten und gegen den kaiserlichen Generalstab Stellung zu nehmen.

Im Winter 1914/15 vollzog sich mitten im Kriege, zu spät und unter ungeheuren Kosten, die Ausbildung des ungedienten Landsturms, also jene Heeresreform, die Generalmajor Haeusler vergeblich in den letzten Jahren vor dem Kriege, zuletzt von der Tribüne des Reichstags aus, energisch verlangt hatte. Haeuslers Kampf für die Ausbildung des ungedienten Landsturms, der von der Sozialdemokratie unterstützt wurde, verdient die besondere Beachtung aller agitatorisch tätigen Parteigenossen, weil er schlagend die deutschnationale Legende zerstört, wonach die Sozial-

demokratie und der Reichstag daran schuld sein sollen, daß die Hälfte der Wehrfähigen in Deutschland bei Ausbruch des Krieges ohne militärische Ausbildung war. Schuld hieran war allein der kaiserliche Generalstab.

Die neuen Divisionen, die durch eine 3- bis 4 monatige Ausbildung des nach Millionen zählenden ungedienten Landsturms im Winter 1914/1915 neu aufgestellt werden konnten, ermöglichten es Deutschland, gegen die Russen offensiv vorzugehen, die in Ostpreußen eingedrungen waren und drohend vor Schlesien standen.

4. Aufstieg und Niedergang.

Wie im Sommer 1914, so war auch im Frühjahr 1915 das Kriegsglück den Mittelmächten im Osten wesentlich günstiger als im Westen. Der nach den Plänen des 1925 verstorbenen österreichischen Generalstabschefs Konrad v. Höhendorff vorgenommene Durchbruch bei Gorlice im Mai 1915 führte zu einem glänzenden, nicht nur taktischen, sondern auch strategischen Sieg der Truppen der Mittelmächte. Eine kluge Verknüpfung militärischer und politischer Ziele hätte den Sieg von Gorlice zu einem Wendepunkt des Krieges machen können. Militärisch kam zunächst, angesichts der unendlichen Ebenen russischer Land- und Forstwirtschaft, die zu besetzen den Mittelmächten die Kräfte fehlten, alles darauf an, eine kurze, leicht zu verteidigende Ostfront herzustellen, um möglichst viel Divisionen aus dem Osten für den Entscheidungskampf im Westen freizubekommen. Generalleutnant v. Moser bemerkt hierzu:

„Es konnte sich also jetzt, und zwar nicht nur für das Jahr 1915, sondern weit darüber hinaus, nur noch darum handeln, im Osten eine Linie zu finden, in der künftigen russischen Angriffen mit einem Mindestmaß von Kräften sicherer und dauernder Widerstand zu leisten war, also am besten eine Festungs- und Flußlinie. Eine solche war aber soeben erkämpft in der Linie Kowno—Brest-Litowsk—Duzt, deren 450 Kilometer lange Front auf fast 300 Kilometer durch den Lauf des Niemen- und Bug-Flusses und durch den Wirkungsbereich der vier Festungen Kowno, Drita, Grodno und Brest-Litowsk derart stark war, daß das, seit Preisgabe der Weichselfestungen, mit schwerem Festungsgeschütz und auch mit großem Brückenmaterial nur noch dürftig ausgestattete russische Heer keinerlei Aussicht mehr hatte, sie zu nehmen . . . Diese taktisch starke Stellung konnte um so eher dauernd von verhältnismäßig schwachen, auch aus älteren Jahrgängen bestehenden deutschen und österreich-ungarischen Truppen behauptet werden, als ein verhältnismäßig reiches Bahn- und Straßenetz hinter ihr sowohl die Truppenverschiebungen, als auch die Materialzufuhr erleichterte. Die ganze jüngere Seereskraft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns stand dann uneingeschränkt für den französischen und italienischen Kriegsschauplatz zur Verfügung.“

Neben den militärischen Gründen sprachen aber auch politische Überlegungen für die Einstellung des Vormarsches der Mittelmächte an der mit schwachen Kräften leicht zu verteidigenden Njemen-Bug-Linie. Wenn auch auf einen Separatfrieden mit Rußland einstweilen nicht gerechnet werden durfte, so war doch das Zarenreich diejenige Macht, von der ein Druck auf England und Frankreich zu einem allgemeinen Frieden am ersten ausgehen konnte. Mit Recht hebt Generalleutnant v. Moser hervor, wie unbedingt notwendig es 1915 war, „das militärische Ostziel mit dem politischen in Einklang zu bringen“:

„Das politische Ostziel war: Schutz der deutschen und österreichisch-ungarischen Grenzen vor russischem Einfall, aber keine Eroberung russischen Landes. Dafür, daß diese Politik wirklich ehrlich und ernst gemeint war, gab es aber für Freund und Feind keinen überzeugenderen Beweis als den, daß das deutsche Heer jetzt, am Njemen und Bug, also an den Grenzen von Kongreß-Polen angehalten, und daß der Krieg im Osten fortan rein defensiv geführt wurde.“

Von solch vernünftigen Erwägungen war aber der von Ehrgeiz und Dünkel beherrschte Generalkreis, der sich um Hindenburg und Ludendorff scharte, himmelweit entfernt. Von einem Anhalten des Vormarsches an den Grenzen von Kongreß-Polen war keine Rede. Der Angriff wurde vielmehr über die Njemen- und Bug-Linie fast 200 Kilometer hinausgetragen. Die Folge war, daß, obwohl die seltene Kriegsgunst, „daß die russischen Heeresbefehle mitgelesen werden konnten“, weiter bestehen blieb, der Ostfeldzug des Jahres 1915 schließlich doch „im Norden mit einem kleineren, im Süden aber mit einem größeren russischen Erfolge“ endete.

5. Der Massenturm im Westen.

Die ganze Unsinnigkeit der Hindenburg-Ludendorff-Strategie im Jahre 1915 wird aber erst offenbar, wenn wir die Blicke nach dem Westen lenken. Während die Osttruppen „bis zur tiefsten Erschöpfung von Mann und Pferd“ sinnlos vorwärts getrieben wurden, konnten Frankreich und England mit überlegenen Kräften im Artois und in der Champagne völlig risikolos ihren Zangenangriff gegen die schwache deutsche Front ausführen. „Vom 20. September bis zum 30. Oktober, also einen ganzen Monat lang, hatte die deutsche, nur mit den dürftigsten Reserven ausgestattete Westfront den furchtbaren Massenturm auszuhalten“:

„Die Monatschlacht erschöpfte mit ihren schweren Krisen . . . und mit ihren übermenschlichen Anforderungen an die bis zum Ausbluten in der Front belassenen Stellungstruppen und die in äußerster Nothast in den Kampf geworfenen, von überall herangeholten Unterstützungen die Nervenkraft des deutschen Westheeres bis zur Überspannungsgrenze.“

Wie die Monatschlacht im Artois und in der Champagne, so endete auch durch die Schuld Hindenburgs und Ludendorffs, die über eine Million Mann im Osten zu unsinnigen Eroberungszwecken an stark gefährdeten Linien festgelegt hatten, der viel zu spät begonnene Feldzug in Serbien mit einem schrecklichen Massenverbrauch deutscher Kräfte:

„Wiederum waren 11 deutsche Divisionen auf den Gefechtsfeldern, den Schlammstraßen und den Gebirgspfaden Serbiens mit Mann, Ross und Wagen schwer verbraucht, und war ein Teil davon dauernd auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz . . . festgelegt.“

Dem glänzenden Aufstieg deutscher militärischer Kraft im Jahre 1915 folgte also durch Hindenburgs und Ludendorffs Schuld auf dem Fuße ein noch stärkerer Niedergang. Im Osten hatte das deutsche Heer eine Linie erreicht, die keinerlei natürlichen Schutz bot, im Westen aber war ungestört im Laufe des Jahres das britische Heer zu einer der französischen Armee fast ebenbürtigen Macht herangewachsen, so daß trotz des zweifellos glänzenden Ostsiegs der Mittelmächte die Lage Deutschlands Ende 1915 gefährdeter war als unmittelbar nach der Marne Schlacht.

6. Falkenhanns Schläge ins Leere.

Der Ruhm, den die skrupellos arbeitende Propaganda des Kaiserreichs unter Verschweigung der Verdienste Konrad von Hötzendorffs Hindenburg und Ludendorff weit über Gebühr verschafft hatte, ließ den Generalstabschef v. Falkenhayn nicht schlafen. Auch er wollte nun „seine Siege“ haben, obwohl nach der tiefen Erschöpfung aller in West und Ost vorhandenen Kräfte durch die Feldzüge von 1915 vernünftige Überlegung dazu hätte führen müssen, im Jahre 1916 unter restloser Preisgabe aller Eroberungsziele den Frieden zu suchen. Das Gegenteil geschah. Hofgeneral v. Falkenhayn, Deutschlands unfähiger Generalstabschef, hielt in unbegreiflicher Verblendung gerade jetzt die Zeit für gekommen, zwei große Schläge zu führen:

„Im Februar sollte, gleichzeitig und mit gleicher Wucht, zu Lande der Angriff auf Verdun gegen Frankreich, zur See der unbeschränkte U-Boot-Krieg gegen England einsetzen.“

Beide Schläge gingen ins Leere. Der unbeschränkte U-Boot-Krieg wurde, kaum erklärt, angesichts der amerikanischen Kriegsdrohung schnell wieder eingestellt. Der Angriff auf Verdun, dessen Anfangserfolge von der kaiserlichen Presse-Propaganda wie Seifenschaum mit Luft aufgeblasen wurden, um sie in allen Farben glänzen zu lassen, wuchs sich zu einem mörderischen Biermonatskampfaus, bei dem ein großer Teil

der Westarmee nutzlos verblutete. Gleichzeitig warf England neben ungeheuren Munitionsmassen nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mehr als 30 Divisionen über den Kanal, so daß die feindliche Front im Westen nach dem Zusammenbruch der deutschen Offensive gegen Verdun, die Falkenhayns „glorreiche“ Feldherrntätigkeit kläglich beendete, gewaltiger da stand als je zuvor.

7. Die größte Niederlage im Weltkrieg.

Im Osten trat im Frühjahr 1916 die Unsinnigkeit der Ludendorff-Strategie, die die verbündeten Truppen an eine weit vorgeschobene Linie geführt hatte, deren Verteidigung nur unter schwersten Opfern möglich war, immer deutlicher in Erscheinung:

„Am 18. März brach überraschend der von der russischen Truppe mit fanatischer Todesverachtung durchgeführte Angriff gegen die in Ausbau und Besatzung gleich schwachen deutschen Stellungen am Marocjee und bei Postawo los und dauerte bis Anfang April fort . . . Ganz anders, tragisch, ja katastrophal gestaltete sich die Lage beim österreichisch-ungarischen Heere . . . Der Angriff in Tirol mußte Anfang Juni vollends aufgegeben werden, weil inzwischen am 4. Juni die österreichisch-ungarische Front von einem Erkundungs- und Demonstrationsvorgehen Brusilows völlig zusammengebrochen war. Dieser Zusammenbruch, bei dem der Gegner in wenigen Tagen an die 200 000 Gefangene und zahllose Geschütze erbeutete und bei Duzl in die österreichisch-ungarische Linie eine Bresche von 50 Kilometer Breite einschlagen konnte, war nur dadurch erklärlich, daß dem russischen Führer nicht nur die übermäßige Schwächung der österreichisch-ungarischen Front, sondern auch deren ganze innere Bruchigkeit genau bekannt war.“

Der österreichische Zusammenbruch war nicht nur die größte taktische Niederlage im Weltkrieg, sondern auch insoweit von größter strategischer Bedeutung, als er Rumänien veranlaßte, auf die Seite der Gegner Deutschlands zu treten. Der ganze Osten, das Reich des Zaren, Serbien und Rumänien, standen jetzt gegen Deutschland. Die Verschärfung der Lage im Osten wirkte sich unheilvoll nicht nur im Süden, sondern auch im Westen aus. Wenige Tage nach dem herauschenden Erfolg der Brusilow-Offensive, der auf russischer Seite fast ohne Opfer, mehr durch Demonstration als durch Kampf erzielt worden war, begannen im Süden die großen Materialschlachten, die unseren Truppen zeigten, daß die Leistungen unserer Gegner auch in bezug auf die Beschaffung technischer Kampfmittel die deutschen Leistungen „in geradezu erschreckendem Maße übertrafen, derart, daß . . . jede andere Truppe als die deutsche den Mut und die Hoffnung verloren hätte, der Verzweiflung und damit der Niederlage anheimgefallen wäre“.

Wie Verdun, Tirol und Luzk die Schauplätze deutscher und österreichisch-ungarischer Teilzusammenbrüche, so stellt im Jahre 1916 das Triester-
gelände der Sommeschlacht das Gebiet dar, auf dem sich eine
erschreckende Überlegenheit der technischen Kampfmittel der Westmächte
anzeigte, die für die Zukunft Deutschlands das schlimmste be-
fürchten ließ.

8. Die Revolution im Osten.

Die russische Revolution, die ganz unerwartet für Freund und Feind
des Zarenreiches, im März 1917 gewaltig ihr Haupt erhob, gerade als die
Generaloffensive auf allen Fronten mit vernichtender Stärke über Deutsch-
land hereinbrechen sollte, schuf wie auf den Schlag eines Zauberstabes eine
ganz neue militärische und politische Lage in Europa.
Für die Mittelmächte war sie eine Rettung aus tiefster Not. Trotz allen
bisherigen Fehlern der drei Obersten Heeresleitungen hätten die revolu-
tionären Umwälzungen im Osten Deutschland vor der Niederlage be-
wahren und einem ehrenvollen Frieden zuführen können, wenn Hinden-
burg und Ludendorff, auf die im Hochsommer 1916 auch der Oberbefehl
über die Westarmee übergegangen war, es verstanden hätten, aus ihnen
die notwendigen militärischen Folgerungen zu ziehen.

Angesichts der neuen Verhältnisse in Rußland wäre die Zurücknahme
der deutschen Truppen auf die durch die Festungen Rowno, Olita, Grodno,
Brest-Litowsk, durch den Bjelowjeser Urwald und durch breite Flußläufe
auf 300 Kilometer gesicherte Njemen-Buglinie nicht nur ein Gebot mili-
tärischer, sondern auch politischer Vernunft gewesen. Denn so sehr
auch Miljukow und sein Anhang bemüht waren, die Kriegsstimmung im
revolutionären Rußland aufrechtzuerhalten, so besteht doch kein Zweifel
daran, daß die russische Revolution die Tür zum Frieden im Osten weit
aufgestoßen hatte. In den Parteien Rußlands, die das zaristische System
gestürzt, waren die Anhänger des Friedens so stark, daß eine aufrichtige
Bekundung deutschen Friedenswillens durch Zurücknahme der Truppen
auf die Njemen-Buglinie den Frieden im Osten (auch ohne formellen
Friedensschluß) faktisch herbeigeführt hätte.

Der Entschluß zur Zurücknahme des Ostheeres auf die Njemen-Bug-
linie, die etwa eine Million Kämpfer für die Entscheidungsschlachten im
Westen freigemacht hätte, war aber auch aus dem Grunde geboten, als
infolge des von Hindenburg-Ludendorff im Februar 1917 leichtfertig an-
geordneten unbefchränkten U-Bootkriegs, der uns am 5. April die Kriegs-
erklärung der Vereinigten Staaten zugezogen hatte, mit einem furcht-
baren Erstarken der gegnerischen Kräfte im Sommer 1918

bestimmt gerechnet werden mußte. Statt aber das Ostheer auf die Njemen-Buglinie zurückzunehmen und damit eine Million Soldaten für das Westheer freizumachen, schickten Hindenburg-Ludendorff deutsche Truppen zur Eroberung von Riga vor, um die territorialen Grundlagen für ihr wahnwitziges Eroberungsprogramm, das die Errichtung von Hohenzollern-Thronen in Polen, Litauen und Kurland vorsah, noch zu vervollständigen.

9. Das Fegfeuer des Westens.

Der Eroberungszug gegen Riga, der nur als heimtückischer Schlag gegen das ehrlich den Frieden suchende revolutionäre Rußland bezeichnet werden kann, machte es unmöglich, der Westfront Hilfe zu bringen, obwohl die Schlachten im Westen 1917 einen Charakter annahmen, der sie zum schwersten Martyrium des ganzen Krieges machte. Auch als Hindenburg und Ludendorff gemeldet wurde, daß unsere unglücklichen Truppen wegen Mangels an Ersatz mehr als doppelt so lange in den vorderen Linien aushalten mußten als die Truppen der Gegner, kamen sie nicht dazu, die Ostfront abzubauen. Die Leiden der deutschen Truppen im Westen unter Hindenburg-Ludendorffs Oberbefehl schildert Generalleutnant v. Moser ergreifend wie folgt:

„Jede dort oben eingesezte Division war zum Schlusse im wahren Sinne des Wortes gerädert, ihr Körper für lange Zeit entkräftet, ein gut Teil davon in den Nerven dauernd erschüttert, weil auch hier wieder die Truppe auf deutscher Seite mehr als doppelt so lange in vorderer Linie aushalten mußte als beim Gegner. Der deutsche Gesamtverlust (1917) an Toten, Verwundeten, Gefangenen und an Kampfgerät überstieg alles bisher Dagewesene.“

Das „grauenvolle Fegfeuer“, in das die deutschen Truppen im Westen unter Hindenburg-Ludendorffs Oberbefehl gerieten, brachte uns den Sieg um keinen Schritt näher. Im Gegenteil. Generalleutnant v. Moser ist der berechtigten Ansicht, daß das Westheer Ende 1917 physisch und seelisch so schrecklich mitgenommen worden war, daß es keine ausreichende Grundlage mehr für Kampfhandlungen im neuen Kriegsjahr bot. Was aber die Entmutigung der Westtruppen in dem „hunderttägigen Ringen“ im Sommer 1917 fast zur Verzweiflung steigerte, war der Umstand, daß „kein deutscher erlösender Entlastungsstoß in den Rücken der britischen Flandernarmee deren Angriffskraft lähmte und hemmte; ein Stoß, wie er im August-September von der Gegend Lille aus mit größter Wirkung hätte geführt werden können, wenn Ende Juli, nach dem Erfolge von Zborow, ein starkes Duzend Ostdivisionen an die Westfront übergeführt worden wäre zum Freimachen der gleichen Anzahl West-

divisionen“. Je mehr das Jahr 1917 sich seinem Ende zuneigte, um so mehr offenbarte sich, daß es für Deutschlands militärische Größe Abend zu werden begann und der Tag des Kaiserreichs sich gesenkt hatte. Die Lage Deutschlands Ende 1917 schildert Generalleutnant v. Moser wie folgt:

„Das Jahr 1917 hatte die innerste Kraft des deutschen Westheeres . . . geknickt. Wenn im neueren Kriege anerkanntermaßen die Verteidigung ohnehin die schwächere und auch verlustreichere Kampfführung ist, so war dem Westheere deren schwächste, opfervollste, nervenzerrüttendste, die Dauerverteidigung ohne Gegenstoß . . . dreiviertel Jahr auferlegt worden. Damit hatte die neue Oberste Heeresleitung (Hindenburg-Ludendorff) den Bogen im Westen überspannt: er war zwar nicht gebrochen, aber seine beste Schwungkraft war erlahmt. Sie wäre erhalten geblieben, wenn, nach Beginn der Flandernschlacht, der Großteil der Osttruppen zum Westheer herangeführt und dieses dadurch in den Stand gesetzt worden wäre, den deutschen Truppen die nötigste Ablösung und Erholung zu gewähren.“

Dynastischen Eroberungszielen zuliebe blieb die Westfront im Sommer 1917 ihrem Schicksal überlassen. Gegenstöße unterblieben, weil Hindenburg und Ludendorff die Ostfront nicht abbauen wollten. Während deutsche Kraft im Westen hilflos verblutete, bereitete die dritte Oberste Heeresleitung den Abenteuerzug zur Eroberung der Ukraine und des Kaukasus vor, der deutsche Truppen und das für einen Sieg im Westen unentbehrliche Pferdmaterial bis an die Wolga und tief in den Kaukasus hineinführen sollte.

10. Opposition im Generalstab.

Zu Beginn des Schicksalsjahres 1918 war Deutschlands militärische Lage, dank der Hindenburg-Ludendorffschen Mißführung, überaus schwierig, aber doch noch nicht so verzweifelt geworden, daß es notwendig gewesen wäre, die Flinte ins Korn zu werfen und um Waffenstillstand zu bitten. Wohl aber duldete nunmehr die Aufgabe, endlich die deutschen Kriegsziele mit der noch vorhandenen deutschen Kampfkraft in Einklang zu bringen, keinerlei Aufschub mehr. Aus rein militärischen Gründen hätte jetzt, wie General Hoffmann, Chef des Generalstabes Ost, es kategorisch verlangt, von der Angliederung Kurlands, Litauens und Polens Abstand genommen werden müssen, um die östlichen Streitkräfte für die Entscheidung im Westen freizubekommen.

Noch notwendiger aber war ein offener und lauter Verzicht auf die Angliederung Belgiens und die Annexion des Erzbeckens von Longwy und Briey, um dadurch der feindlichen Welt ausdrücklich und unwiderleglich vor Augen zu führen,

daß der letzte Entscheidungskampf, zu dem Deutschland sich vorbereitete, nicht Eroberungszwecken, sondern der Herbeiführung eines ehrenvollen Friedens gelte. Nicht nur der Deutsche Reichstag hätte, wenn man ihm reinen Wein über Deutschlands militärischen Niedergang eingegossen, die Preisgabe aller Eroberungsziele mit überwältigender Mehrheit gebilligt, auch die meisten deutschen Truppenführer wären Hindenburg und Ludendorff für einen solchen Entschluß dankbar gewesen. Von diesen beiden Männern aber hing alles ab. Sie übten, wie Oberst Schwerdtfeger in seinem umfangreichen Gutachten für den Untersuchungsausschuß überzeugend nachgewiesen hat, indem sie Wilhelm II. resolut beiseite schoben und die Reichskanzler (Michaelis, Graf v. Hertling) in Abhängigkeit von sich brachten, faktisch die politische Diktatur neben der militärischen über Deutschland aus. Wer auch nur um Haaresbreite von ihrem Gebot abwich, wurde, wie das klägliche Ende des Staatssekretärs v. Kühlmann zeigt, rücksichtslos beseitigt. Aber auch im Generalstab duldete ihre faktische Diktatur keinen Widerspruch. Immerhin war aber eine Opposition im Generalstab vorhanden. Generalleutnant v. Moser faßt deren Ideen dahin zusammen, daß diese sich mit „der Wahrung der deutschen Grenzen und der Machtstellung von 1914“ zufrieden geben und nur dafür noch weiterkämpfen wollte:

„Dieses unanfechtbare, maßvolle und daher auch am ehesten noch durchsetzbare Ziel entsprach dem Willen und der Stimmung der großen Mehrzahl des deutschen Volkes und wäre deshalb auch die beste innerpolitische und militärische Parole für den letzten großen Kampf gewesen; aber auch die beste außenpolitische. Denn dieses Kampfprogramm hätte auch seinen Eindruck auf die Heere der Entente sowie auf die feindlichen und neutralen Völker nicht verfehlt; und außerdem gab es für den Fall des deutschen Teils- oder Mißerfolges die einzig brauchbare Handhabe und Unterlage für Friedensverhandlungen ab.“

Sich mit „der Wahrung der deutschen Grenzen und der Machtstellung von 1914“ zu begnügen, lag jedoch den beiden obersten Heerführern völlig fern. Ihr Ziel war und blieb die Erringung der Hegemonie Deutschlands über West- und Osteuropa und die Errichtung einer hohenzollerischen Sekundo-, Tertio- und Quarto-Genitur in Polen, Litauen und Kurland sowie die Gründung deutscher Vasallenstaaten in der Ukraine und im Kaukasus. Man urteilt nicht zu hart, wenn man diese Kriegsziele als das Erzeugnis eines pathologischen Macht Hungers bezeichnet, gegen den mit Recht General Hoffmann, der Chef des Generalstabes Ost, verzweifelte. Widerstand erhob, was Ludendorff jedoch nur veranlaßte, Hoffmanns Verabschiedung beim Kaiser durchzusetzen.

11. Die ungenutzten Millionenheere.

Als Hindenburg und Ludendorff zur Vorbereitung der großen Frühjahrs-Offensive 1918 schritten, waren von der Wehrmacht der östlichen Gegner — Rußland, Rumänien, Serbien — nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Der Zweifrontenkrieg hätte zum Einfrontenkrieg werden können, wenn sie auf die Eroberung der Ukraine und des Kaukasus verzichtet hätten. Nach der Aussage des Generals v. Kuhl, Generalstabschef der Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht, waren zu Beginn der Westoffensive die Streitkräfte der Entente und Deutschlands im Westen einander gleich. Hüben und drüben standen etwas über 5 000 000 Mann unter Waffen. Die deutschen Streitkräfte hätten jedoch den feindlichen um 1 Million Mann überlegen sein können, wenn das 1,75 Millionen Mann zählende Ostheer auf die Njemen-Buglinie zurückgenommen und, wie General Hoffmann, der Generalstabschef des Oberbefehlshabers Ost es forderte, um eine Million Mann rechtzeitig zur Verstärkung des Westheeres abgebaut worden wäre.

Aber nicht nur das deutsche Ostheer, auch die österreichisch-ungarische Armee hätte für den Kampf im Westen gut 1 Million Streiter abgeben können. Auf zwei Millionen Mann hätte somit die Ueberlegenheit des deutschen Heeres gebracht werden können, wenn man auf die Njemen-Buglinie zurückgegangen wäre und die Hilfe der österreichisch-ungarischen Armee angenommen hätte. Das Wiener Angebot, einen Teil der Westfront zu übernehmen, wurde jedoch von Ludendorff mit Hohn abgelehnt. Als Arbeitssoldaten und für die stille Front im Osten wollte er die österreichisch-ungarischen Truppen gnädigst zulassen, nicht aber zur Kampfhandlung im Westen. Innerhalb weniger Monate verwandelte sich jedoch die Verachtung des Generals Ludendorff für die österreichisch-ungarische Hilfe in unbegrenzte Hochachtung. Als im Juni durch das Eingreifen der amerikanischen Truppen das Gleichgewicht im Westen zugunsten der Entente aufgehoben wurde, als über 80 000 Amerikaner gelandet waren, schrieb er eine Reihe von Bettelbriefen um Unterstützung an die österreichisch-ungarische Heeresleitung, worin er sagt, daß er deren Truppen nicht nur für ausreichend tüchtig halte, sondern sie sogar an „entscheidender Stelle“ einsetzen wolle. Und je mehr österreichisch-ungarische Truppen an der Westfront eintrafen, um so stürmischer wurde Ludendorffs Verlangen nach neuen Verstärkungen. Diese Haltung Ludendorffs zwingt sogar General v. Kuhl, den ergebenen Lobredner der dritten Obersten Heeresleitung, die schwere Schuld Ludendorffs mit folgenden Worten festzustellen:

„Zusammenfassend muß gesagt werden, daß es doch wohl angezeigt und möglich gewesen wäre, eine stärkere Heranziehung österreichisch-

ungarischer Truppen an die Westfront rechtzeitig zu erreichen. . . . Es wäre daher besser gewesen, diese Hilfe von vornherein in Anspruch zu nehmen.“

Um zwei Millionen Mann hätte das Westheer bei richtiger Führung im Frühjahr und Sommer 1918 stärker sein können als die Armeen der Gegner. Auch die 100 000 Pferde und das Kraftwagenmaterial des Ostheeres hätte dem Westheer zugeführt werden können. In starrer Verblendung wiesen aber Hindenburg und Ludendorff die dahingehenden Vorstellungen des Generals Hoffmann zurück. Und während im Westen die Offensive an dem Mangel an Truppenersatz, Pferden und Kraftwagen scheiterte, besetzte das Ostheer Reval, Narwa, Pleskau, Polozk, Dorrisow, Minsk, Dobruisk, Gomel, Mosyr, Bachmatisch, Kiew, Charkow, Zekaterinoflaw, Odessa, Nikolajew, Cherson, Rostow, Sebastopol, Feodosia und schickte kleinere Abteilungen sogar tief in die Täler des Kaukasus hinein. Derselbe Heerführer aber, der, während Deutschland im Westen den Daseinskampf führte, deutsche Truppen bis an die Wolga und in den Kaukasus trieb, verlangte gleichzeitig die Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Sechzigjährigen und schimpfte auf die Politiker, die davor zurückschreckten, Greise und Kinder in die Militärsflaverei hineinzuziehen.

12. Im Schatten der Tanks.

Im Untersuchungsausschuß des Reichstages hat Generalmajor Weigel, im Kriege Chef der Operationsabteilung beim Feldheer, ausgesagt, daß die feindlichen Truppen im Jahre 1918 auch keinen sterbefreudigen Heroismus mehr aufwiesen, sondern nur noch „im Schatten der Tanks“ zum Angriff vorwärtszubringen waren. Es ist die schwere Schuld Hindenburgs und Ludendorffs, daß sie die entscheidende Bedeutung der Tankwaffe für den Endkampf nicht begriffen. Sie führten das Westheer zum Angriff vor, nicht nur ohne Verstärkungen durch das Ostheer und ohne die angebotenen österreichisch-ungarischen Divisionen, sondern auch ohne Tanks, von deren Wirksamkeit General v. Kuhl im Untersuchungsausschuß folgendes Bild entwarf:

„Einen großen, entscheidenden Erfolg errangen die französischen Tanks bei dem Gegenangriff des Generals Foch aus dem Wald von Villers-Cotterêts am 18. Juli 1918, der den Wendepunkt des Krieges bedeutet. Ohne jede Artillerieschwere Vorbereitung (!) brachen Hunderte von Tanks völlig überraschend am Morgen des 18. Juli, noch in der Dämmerung und durch Nebel unterstützt, aus dem Walde hervor. Allein bei der französischen 10. Armee befanden sich 223 Tanks Schneider-Creusot und Saint-Chamond, von denen allerdings 102 auf der Strecke blieben. Die ganze Anlage des Angriffs und der Erfolg beruhten nach französischen Angaben hauptsächlich auf den Tanks. Bald danach erfolgte am 8. August

ein großer Einbruch in unsere Stellungen an der Somme, wiederum unter ausschlaggebender Verwendung von Tanks.

Von nun ab bis zum Schluß des Krieges spielten die Tanks bei allen Angriffen des Feindes eine entscheidende Rolle.

Somit haben sich die Kampfwagen im zweiten Teile des Weltkrieges als ein neues sehr wirkungsvolles Kriegsmittel erwiesen. Seine Entstehung entsprang dem Bestreben, im Stellungskrieg die feindlichen Gräben und Hindernisse zu überwinden. Diese Bedeutung wird es auch in Zukunft behalten, ja es ist sogar der Gedanke ausgesprochen worden, daß ein dauernder Stellungskrieg, wie im Weltkriege, durch die Verwendung der Tanks zum Angriff in Zukunft unmöglich werde.

Im ganzen kann man sagen, daß das neue Kriegsmittel dem Gegner im Jahre 1918 einen wichtigen Vorsprung verschafft hat, und daß es für uns sowohl beim Angriff wie bei der Verteidigung von großem Wert gewesen wäre.“

Aus diesen Angaben v. Kuhl's geht hervor, welche schwere Schuld Ludendorff dadurch auf sich geladen hat, daß er 1918 das deutsche Heer ohne Tanks, das heißt ohne die entscheidende Waffe, in den Kampf ziehen ließ. Er selbst hat diese Schuld übrigens eingestanden, als er in seinen „Kriegserinnerungen“ (Seite 558) die Worte niederschrieb: „Masseneinsatz von Tanks und künstlicher Nebel blieben auch in der Folge unsere gefährlichsten Feinde. Sie wurden es in immer stärkerem Maße, je mehr der Geist sank und je müder und schwächer unsere Divisionen wurden.“

13. Der Mangel rückwärtiger Stellungen.

Die Vorbereitung der großen Offensive nahm im Winter 1917/18 so rastlos alle Kräfte des Heeres in Anspruch, daß an die Errichtung starker Dauerstellungen im Rücken der Front für den Fall ihres Mißlingens nur zu denken gewesen wäre, wenn man die Million des Ostens für diese Aufgabe herangezogen hätte. Die Überführung der östlichen Divisionen nach dem Westen war aber nur möglich bei Zurücknahme des Ostheeres auf die mit geringen Kräften leicht zu haltende Njemen-Buglinie. Darauf wollte sich die Oberste Heeresleitung jedoch nicht einlassen, weil die Ausnutzung des Ostheeres für den großen Entscheidungskampf im Westen ja die Preisgabe ihres östlichen Annexionsprogramms bedeutet hätte. Die Errichtung neuer Hohenzollernthrone im Osten schien Ludendorff und Hindenburg weit wichtiger als der Ausbau rückwärtiger Stellungen im Westen. So kam es, daß, als nach den schweren Niederlagen am 18. Juli und 8. August der Befehl zum Rückzug gegeben werden mußte, „große rückwärtige Stellungen außer der Siegfriedstellung und der Hunding-Brunhildstellung nicht vorhanden waren.“ Auch die Möglichkeit, große Zwischenstellungen, die ein abschnittweises Zurückführen des geschlagenen

Heeres erlaubt hätten, noch zu errichten, war schon verpaßt. Die Zeit reichte hierzu nicht mehr aus. Sehr anschaulich hat der Generalstabschef der Heeresgruppe Ruprecht dem Untersuchungsausschuß die Unmöglichkeit, das im Winter 1917/18 leichtfertig Versäumte im September nachzuholen, dargetan:

„Nachdem die von der Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht vorgeschlagene Linie der Hermannsstellung von der Obersten Heeresleitung gebilligt worden war, erteilte die Heeresgruppe am 12. September den Befehl zum Ausbau dieser Stellung an die unterstellten Armeen. Wenn man erwägt, welche umfangreichen Arbeiten bei einem solchen Stellungsbau zu bewältigen sind, so ergibt sich, daß die Stellung nicht mehr rechtzeitig fertig gestellt werden konnte. Es handelte sich um die Erkundung der Stellung, die Aufstellung eines Besetzungsplans, die Bereitstellung der leitenden Baustäbe, der Arbeitskräfte und Transportmittel, die Beschaffung der Unterkunft für die Arbeiter, die Anlage der Bahnhöfe und Parks, die Berechnung des Materialbedarfs und den Nachschub des Materials mit der Bahn und auf dem Wasserwege, die Vermessungsarbeiten zur Herstellung brauchbaren Kartenmaterials, wasserbautechnische und geologische Vorarbeiten, Anstauungen der Dns, Schelde und Scarpe, Räumungs- und Zerstörungsmahnahmen vorwärts der Stellung usw.“

Angeichts dieser Schwierigkeiten ist es nicht verwunderlich, daß die Befehle zum Ausbau rückwärtiger Stellungen, die im Spätsommer 1918 ergingen, zumeist auf dem Papier stehen blieben. Nicht nur, daß Material zur Errichtung von Zwischenstellungen nicht zu beschaffen war, auch die Zeit hierzu reichte nicht aus. Ohne Tanks zur Abwehr, ohne rückwärtige Stellungen, sah sich die erschöpfte kaiserliche Armee den gut und vorsichtig geführten Heeren der westlichen Demokratien gegenüber, deren Reihen durch den Aufmarsch der amerikanischen Truppen täglich stärker wurden. Als der Rückzug begann, betrug die Zahl der amerikanischen Truppen im Westen 1,2 Millionen, sie steigerte sich auf 1,7 Millionen im September, erreichte im Oktober 1,9 Millionen und überstieg die zweite Million im November 1918. Bis zum Juli 1919 wollte Wilson die Zahl der amerikanischen Truppen auf 5 Millionen bringen, was die Sachverständigen des Untersuchungsausschusses als möglich bezeichnet haben. Kein Wunder, daß angesichts der Übermacht der Gegner, die vom September ab sichtbar und erschreckend in Erscheinung trat, die Verzweiflung langsam Nacht über die Seele unserer todesmutigen Truppen gewann, deren Reihen durch Verwundungen und Gefangennahmen fortdauernd gelichtet wurden, und die sich durch schlechte obere Führung der Katastrophe unentrinnbar entgegengetrieben sahen. Da die rechtzeitige Vorbereitung eines geordneten Rückzugs durch den Bau rückwärtiger Stellungen unterblieben war, so vermochte fortan auch die flammendste Begeisterung unserer Truppen die ungeheuerlichen Verfehlungen der Obersten Heeresleitung nicht mehr auszugleichen.

14. Der erste Mißerfolg der großen Offensive 1918.

Die Wintermonate 1917/18 wurden im Großen Hauptquartier ausgefüllt mit Beratungen, an welcher Stelle der große Angriff, der das deutsche Heer siegreich an den Englischen Kanal führen sollte, zweckmäßig anzusetzen sei. Zwei Wege kamen dafür in Frage: der eine führte von St. Quentin aus die Somme hinab über Amiens nach der Hafenstadt Abbeville, der andere über Armentières und Ypern nach Dünkirchen und Calais. Das Endziel war in beiden Fällen die Kanalküste, die vom englischen Heere mit zäher Entschlossenheit verteidigt wurde. Der Durchstoß zur Kanalküste über Amiens-Abbeville erstreckte sich auf 80 Kilometer, der über Armentières-Ypern auf 40 Kilometer. In der Geheimsprache der Generale wurde der Vorstoß zur Kanalküste über Amiens „Michaelangriff“, der über Armentières „Georgsangriff“ genannt. Ersterer konnte schon im März, letzterer wegen der Frühjahrsüberschwemmung in Flandern erst im April zur Ausführung kommen. Die meiste Aussicht auf Erfolg versprach der „Georgsangriff“, für den die klügeren Köpfe im Generalstab sich einsetzten, der jedoch von Hindenburg und Ludendorff verworfen wurde, weil sie nicht länger warten und partout schon im März das Meer (am Englischen Kanal) erreichen wollten. Drohend, mit erhobener Faust, die Rohre der gewaltigsten der Kruppgeschütze auf Englands Hafenstädte gerichtet, von Fliegergeschwadern umbraust, die Tod und Verwüstung ins englische Land tragen sollten, wollte Ludendorff, nachdem das englische Heer ins Meer geworfen war, am Kanal Aufstellung nehmen, da, wo Englands Küste auf 40—50 Kilometer Entfernung an den Kontinent herantritt. Aus den Kriegsbüchern der englischen Heerführer wissen wir, daß bei Einsetzung aller verfügbaren östlichen und österreichisch-ungarischen Truppen (Menschen, Pferde und Wagen) das Ziel hätte erreicht werden können. Mit Hilfe des 2-Millionen-Heeres, das ungenutzt an der Ost- und Südfront stand, wäre der Erfolg selbst beim Fehlen der Tankwaffe sicher gewesen. So ungenügend und verkehrt aber, wie Ludendorff und Hindenburg die große Frühjahrsoffensive vorbereitet hatten, war ihr strategischer Mißerfolg gewiß.

In der Tat führte denn auch trotz des bewundernswerten Heroismus der deutschen Truppen der Michaelangriff „gegen die Macht der französisch-englischen Front“ im Trichterlande der Somme zu einem Ergebnis, das als ein strategischer Mißerfolg ersten Ranges bezeichnet werden muß. Menschen, Pferde und Wagen reichten, wie vorauszu sehen war, nicht aus, den taktischen Sieg auch zu einem strategischen zu gestalten. Die ungenutzten 2 Millionen der Ost- und Südfront mit ihren Pferden und Wagen fehlten der kämpfenden Westarmee. Diesen traurigen Sachverhalt,

der schon nach wenigen Tagen feststand, hat General v. Kuhl vor dem Untersuchungsausschuß wie folgt eingestanden:

„Strategisch war der große Angriff nicht gelungen. Aber das taktische Ergebnis war außerordentlich groß. 60 Kilometer tief war der Angreifer in wenigen Tagen in die feindlichen Stellungen eingebrochen . . . 90 000 Gefangene waren gemacht worden. Aber der große taktische Sieg hatte auch schwere Opfer gekostet, etwa 90 Divisionen hatten im ganzen eingesetzt werden müssen. Das war der große Schatten, der auf den Sieg fiel . . . Nachteilig war beim Michaelangriff, daß er in das schwierige Trichtergelände der Sommeschlacht und in das 1917 bei unserem Rückzug in die Siegfriedstellung (von Hindenburg) zerstörte Gelände führte. Der Nachschub erfuhr dadurch eine beträchtliche Erschwerung.“

Wie aus dem Geständnis des Generals v. Kuhl hervorgeht, wußten die Generale ganz genau, daß der taktische Sieg ein schwerer strategischer Mißerfolg war, und daß, wenn die kaiserliche Armee noch eine Reihe solcher „Siege“ erringen würde, Deutschland der Willkür der Sieger rettungslos ausgeliefert war. Nichtsdestoweniger wurde in der Heimat dieser strategische Mißerfolg wieder einmal mit Glockengeläute als „großer Sieg“ gefeiert. Wilhelm II. richtete an jenem Unglückstage an Hindenburg folgenden Brief, der es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden:

Sieber Feldmarschall!

In wohl der größten Schlacht der Weltgeschichte ist in diesen drei Tagen ein großer Teil des englischen Heeres aus seinen Stellungen geworfen und von unseren heldenmütigen Truppen geschlagen worden. Ihre hohe Feldherrnkunst hatte sich hierbei wieder auf das glänzendste bewährt. Für den Sieg von Belle-Alliance erhielt der Feldmarschall Fürst Blücher das besonders für ihn gestiftete Eisene Kreuz mit goldenen Strahlen. Dieses nur einmal verliehene höchste Ordenszeichen Ihnen heute zu verleihen, ist mir eine ganz besondere Herzensfreude. Mit dem gesamten Vaterlande weiß ich mich eins, daß diese hohe Auszeichnung niemandem mehr gebührt als Ihnen, dem auch heute wieder alle deutschen Herzen in Dankbarkeit, Verehrung und Vertrauen entgegenzuschlagen.

Ihr dankbarer König Wilhelm K.

Man darf wohl sagen, daß in der Weltgeschichte Wilhelm II. sicher der einzige Monarch ist, der seinem Feldherrn für einen strategischen Mißerfolg, der Thron und Reich in Gefahr brachte, den höchsten Orden verlieh. Der „Sieg“, der Hindenburg das „Eisene Kreuz mit goldenen Strahlen“ einbrachte, war ein rein taktischer. Nichts als zerstörtes Gelände war erobert worden, das bei richtiger Führung sofort wieder hätte geräumt werden müssen. Der rein taktische Sieg der Märzoffensive 1918 hatte das Westheer in eine überaus schwierige Lage gebracht, deren Gefahr Generalleutnant v. Moser wie folgt schildert:

„Rechtzeitiges, freiwilliges, aufrechtes Zurückgehen . . . unter Mitführung der Beute und Zerstörung der feindlichen Anlagen war daher das Gebot der Lage, um so mehr als sich schon jetzt fast unüberwindliche Schwierigkeiten des Munitionsnachschubes über das Trichterfeld hinweg zur vorderen deutschen Linie auftrüben . . . Es ist begreiflich, daß es demgegenüber der deutschen Heeresleitung besonders schwer fallen mußte, ihren strategischen Mißerfolg durch Preisgabe des eroberten Geländes gerade nach außen hin kund zu machen. So entschloß sie sich zum Ausharren . . . An Stelle der Angriffsschlacht trat also jetzt zwischen Arras und Royon die Zermürbungsschlacht — aber leider weniger für Briten und Franzosen als für die Deutschen.“

Das Verbleiben in der Saftstellung von Amiens, zu dem man sich entschloß, weil man dem deutschen Volke, das wieder einmal durch die gewissenlose kaiserliche Presse-Propaganda in einen Siegestaumel verleitet worden war, den strategischen Mißerfolg durch Zurückgehen aus der soeben eroberten Somme- und Hindenburgwüste nicht einzugestehen wagte, war nicht zum wenigsten die Ursache, daß auch dem zweiten Vorstoß der strategische Erfolg versagt blieb, da die starken Kräfte, die für das Halten der Saftstellung an der Somme notwendig waren, uns für die Apriloffensive in Flandern verlorengingen.

15. Der zweite Mißerfolg im April.

Der zweite Versuch Hindenburgs und Ludendorffs, die Kanalküste zu erreichen, endete genau wie der erste mit einem strategischen Mißerfolg. Der Sturmangriff über Armentières am 9. April, der die feindliche Front in Flandern zerreißen und den deutschen Vormarsch an die flandrische Küste tragen sollte, blieb schon am Kemmelberge kläglich stecken. Dieser wurde zwar mit großen Blutopfern nach 14tägigen mühsamen Kämpfen erstürmt, aber strategisch war damit absolut nichts gewonnen, weil die weiter zurückliegenden Höhen fest in den Händen der Engländer blieben. Wie der „Michaelangriff“, so endete also auch der „St. Georgsangriff“ nicht mit einem Durchbruch der feindlichen, sondern mit einer Ausbauchung der deutschen Front, die die Lage des deutschen Westheeres wesentlich verschlechterte. Hören wir, wie General v. Kuhl vor dem Untersuchungsausschuß das Ergebnis des zweiten Kampfes schildert:

„Die Erstürmung des Kemmel war eine große Tat. Aber im ganzen war das gesteckte Ziel nicht erreicht worden. Bis zu den entscheidenden Höhenstellungen von Cassel und Godwaersvelde, deren Besitz den Gegner zur Räumung des Opernbogens und der Herstellung gezwungen hätte, war der Angriff nicht durchgedrungen. Zu einer großen Bewegungsoperation war es nicht gekommen, die Kanalhäfen waren nicht erreicht.“

Zu dem feindwärts ausspringenden Bogen bei Montbidières, dem Ergebnis der Märzoffensive, war bei Armentières ein neuer Bogen entstanden. Die Linienführung unserer Stellungen gestaltete sich ungünstig und gab dem Gegner die Möglichkeit flankierender Angriffe.“

Wie General v. Kuhl, so beurteilt auch Generalleutnant v. Moser das Ergebnis der Apriloffensive äußerst ungünstig:

„Allein die strategische Lage verbesserte dieser örtliche taktische Erfolg nicht . . . So lag Ende April der deutsche Angreifer auch in Flandern, in der Tiefe der Einsniederung, in einer, gegenüber der überlegenen flankierenden feindlichen Artillerie, ähnlich schwierigen Lage wie bei Amiens . . . Die neue nunmehr zwischen Ypern und Chauny doppelt ausgebaut, deutsche Stellung bedeutete eine strategische Gefahr.“

Die „strategische Gefahr“, in die Hindenburgs und Ludendorffs Mißführung das deutsche Westheer durch die Apriloffensive gebracht hatten, wurde von den kaiserlichen Preßtrabanten in der Heimat natürlich wieder als ein „großer Sieg“ ausposaunt. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten am 16. April 1918 in Nr. 105 einen schamlos übermütigen, mit Hohn und Spott über die „Friedensresolutionäre“ gefüllten Leitartikel, der jubelnd verkündete, daß nach solch herrlichen Siegen Hindenburg nunmehr den Feinden schon einen Gewaltfrieden diktieren werde, wie ihn die Welt noch nicht gesehen habe.

16. Ludendorffs Unglücksprung an die Marne.

Da der große Schlag gegen England kläglich mißlungen war, wandten nach ihren strategischen Mißerfolgen in Flandern und Artois Hindenburg und Ludendorff in hilfloser Ratlosigkeit im Mai ihr Antlitz der Marne zu. Unfähig, das Meer über Amiens oder Armentières zu erreichen, wollten sie wie Moltke jun. nunmehr versuchen, mit kühnem Sprung über Reims an die Marne zu gelangen, wahrscheinlich in dem törichten Wahn, daß ein unerwartetes Kriegsglück sie nach Paris führen werde. In 90 Kilometer Breite wurde mit unendlicher Mühe und gewaltigem Materialaufwand unter restloser Erschöpfung aller vorhandenen Kräfte der Maiangriff angelegt. Der Erfolg war wiederum nur ein taktischer. Der mächtige Höhenrücken des Damenweges (Chemin des Dames) konnte allerdings mit geringer Anstrengung erstürmt werden, weil die französische Heeresleitung den Fehler begangen hatte, ihn mit abgekämpften englischen Truppen zu besetzen, die dem deutschen Ansturm nur geringen Widerstand entgegenstellen konnten. Trotz des Erfolges am Damenwege war das strategische Gesamtergebnis der Maioffensive jedoch ein sehr un-

günstiges. General v. Ruhl machte darüber vor dem Untersuchungsausschuß folgende Angaben:

„Am Chemin des Dames hatten die Franzosen einen Angriff nicht erwartet, man hatte die Stellung für unannehmbar gehalten. Sie galt daher als ruhige Front und war zum Teil mit abgekämpften englischen Divisionen besetzt, die sich hier erholen sollten. Nach Abschluß der Kämpfe war ein großer, von der Linie Royon—Reims weit und keilförmig zur Marne vorspringender Bogen entstanden, weit ungünstiger als bei Montdidier nach dem Märzangriff.“

An Reims vorbei war der dritte offensive Stoß bis an und über die Marne gegangen. Damit war eine dritte Ausbauchung der deutschen Front erzielt, die weit gefährlicher als die beiden ersten war. In augenfälliger Weise bedrohten jetzt die bei Compiègne-Cotterêts angehäuften feindlichen Streitkräfte die Westflanke der 50 Kilometer tiefen neuen Ausbauchung der deutschen Front. Die einzige Rettung wäre der Befehl zum schleunigen Rückzug gewesen, der aber auch hier nicht gegeben wurde, so daß jetzt die deutsche Westarmee zu einem großen Teil in dreisackartigen Frontbögen festsaß, von denen jeder von zwei Seiten angegriffen, unter Feuer genommen und leicht abgeschnürt werden konnte. Obwohl ein flüchtiger Blick auf die Karte jeden über die geradezu tragische Lage des Westheeres aufklären konnte, hörten in der Heimat die Glocken nicht auf, „Sieg“ zu läuten, obwohl deren Klänge den hungernden und enttäuschten Massen, die müde und apathisch durch die Gassen schlichen, schon wie ein Totengeläute in die Ohren hallten.

17. Der Luftstoß vom 15. Juli.

Als ein Zwischenspiel der Mai- und Julioffensive kann der deutsche Vorstoß vom 9. Juni angesehen werden, der von Royon auf Compiègne ging, viel Blut kostete, aber weder ein taktisches, noch ein strategisches Ergebnis zeitigte. Über einen Monat später, am 15. Juli, erfolgte dann Ludendorffs großer Schlag zu beiden Seiten von Reims mit dem Ziel, Reims zu nehmen. Durch Verrat, der nur vom Offizierkorps ausgegangen sein kann, hatte Marshall Foch Einblick in die deutschen Heeresbefehle und damit auch Kenntnis von Ludendorffs Angriffsplan erlangt. Der sorgsam vorbereitete Stoß ging daher ins Leere. Generalleutnant v. Moser gibt von dem Luftstoß Ludendorffs am 9. Juli folgende Schilderung:

„General Foch erlangte vor dem 15. Juli Einblick in die deutschen Heeresbefehle . . . Er erwartete den deutschen Angriff mit schwachen Vortruppen in der zweiten Stellung. So verpußte der, mit so viel Fleiß der Führung und Schweig der Truppe vorbereitete, unter dem Einsatze gewal-

tiger Artilleriemengen gegen die erste feindliche Stellung ausgeführte große deutsche Anlauf vom 15. Juli vollständig, und wurde zum nutzlosen für die deutschen Truppen gefährlichen Luftstoß.“

Ludendorffs Luftstoß vom 15. Juli läutete der deutschen Offensive die Totenglocke. Unzureichend vorbereitet, schlecht geführt, konnte ihr Ende nur die Niederlage sein. Das belogene deutsche Volk aber, das in einem viermonatigen blutigen Ringen eine Ausbauchung der Front nach der anderen entstehen sah und fortwährend die Siegesglocken läuten hörte, stand vor Rätseln, die es nicht zu lösen vermochte.

18. Ludendorffs Niederlage am Cotterêtswalde.

Der Luftstoß Ludendorffs vom 15. Juli gab für Marschall Foch das Signal, nunmehr gegen das von Hindenburg und Ludendorff glücklich in drei große sackförmige Bögen hineinmanövrierte deutsche Heer offensiv vorzugehen. Am 18. Juli erfolgte zunächst der Angriff gegen den 60 Kilometer tiefen Marnebogen. Die erste Kampfhandlung war der Tankangriff aus dem Walde von Billers-Cotterêts, der zur schweren Niederlage des kaiserlichen Heeres führte. General v. Kuhl schildert den Verlauf dieser zweiten Marneschlacht wie folgt:

„Aus dem Waldgebiet von Billers-Cotterêts drang der Gegner in der Richtung nach Soisson vor und drohte den zur Marne vorspringenden Bogen abzuschnüren . . . Nach schweren Kämpfen mußte die Oberste Heeresleitung sich entschließen, die Truppen hinter die Wesle zurückzunehmen. In der Nacht 1./2. August wurde diese Linie erreicht. Der ganze im Mai erkämpfte Marnebogen war geräumt, unleugbar war ein schwerer Rückschlag eingetreten. Die Truppe hat sich vortrefflich geschlagen . . . Aber die Verluste waren groß, viele Divisionen waren verbraucht . . . Der Wendepunkt des Jahres 1918 war eingetreten.“

Wie den Marnebogen, so mußten die deutschen Truppen nun auch bald den Sommebogen fluchtartig räumen, da auch er mit Abschneidung bedroht wurde. Mit dem schleunigen Rückzug aus den mit ungeheuren Blutopfern eroberten Bögen geriet aber der ganze freche Lügenbau des kaiserlichen Nachrichtendienstes ins Wanken. Nach vierjähriger Fesselung begann jetzt die Wahrheit in der Heimat langsam wieder ihre Glieder zu regen.

19. Der Schlußakt der Tragödie.

Die strategische Auswirkung des zweiten französischen Marnesiegs war groß. Die Dinge lagen jetzt so, daß der dritten Obersten Heeresleitung nur noch eins gelingen konnte, nämlich das kaiserliche Heer gerade noch vor

der Kapitulation zu bewahren. Generalleutnant von Moser drückt diesen Sachverhalt wie folgt aus:

„Der Schicksalstag und -schlag des 18. Juli machte aber nicht nur allen weiteren deutschen Angriffsplänen und -Möglichkeiten ein scharfes Ende, sondern er verschaffte auch dem Feinde den ersten genaueren Einblick in die inneren Schwächezustände . . . General Ludendorff konnte sich nunmehr keinem Zweifel mehr darüber hingeben, daß jetzt jede Aussicht auf den militärischen Sieg endgültig geschwunden war . . . Ludendorffs Kriegsplan war im Gedanken und in der Ausführung gescheitert — nicht wegen mangelnder Schwungkraft des deutschen Heeres, das vielmehr wiederum übermenschliches geleistet hatte, sondern infolge von strategischen Fehlern, insbesondere der unwirksamen Richtung des ersten deutschen Großangriffs, und infolge der Ueberspannung der Lage im Mai und Juni . . . Es gab jetzt nur noch eine Aufgabe, das deutsche Heer vor . . . der Kapitulation zu bewahren. Diese Aufgabe konnte jedoch nur noch durch den Rückzugskampf gelöst werden, dessen ohnehin große Schwierigkeit aber durch das Fehlen rückwärtiger ausgebauter Stellungen verdoppelt wurde. Auch das fiel Ludendorff zur Last.“

Selbst vor der Kapitulation konnten aber Hindenburg und Ludendorff das deutsche Heer nicht mehr bewahren, weil sie in dem Lügenbau, den die Pressetrabanten des Kaiserreichs errichtet, nun selbst gefangen saßen. Noch am 31. August renommierte Ludendorff vor dem gläubig aufhorchenden Reichskanzler v. Hertling, daß er dem Entscheidungskampf „mit Zuversicht“ entgegensehen könne. Bis in den 15. September hinein setzte er diese schamlose Irreführung fort, indem er die Lage als „zufriedenstellend“ bezeichnete. Erst am 15. September gab er der Reichsregierung gegenüber endlich zu, daß er den Krieg verloren habe. Am 10. November forderte die dritte Oberste Heeresleitung die Unterzeichnung des Waffenstillstandes, den sie schon lange vorher stürmisch verlangt hatte, obwohl seine Bestimmungen einer Kapitulation sehr nahe kamen.

20. Die Schuldigen.

Im Untersuchungsausschuß sind zahlreiche Beispiele aus der Geschichte angeführt worden, daß Heerführer, durch deren Verschulden ein Krieg verloren ging, von ihrem Volke zur Rechenschaft gezogen wurden. Als letztes Vorkommnis dieser Art ist die Hinrichtung der griechischen Generale und Politiker erwähnt worden, die den Krieg gegen die Türkei verschuldet hatten. Das Verschulden des Grafen Moltke jun. und v. Falkenhayn kann freilich eine Sühne nicht mehr finden, weil beide schon lange im Grabe ruhen. Ihre Schuld besteht im wesentlichen darin, daß sie ein Amt übernahmen, zu dem ihnen die Befähigung abging. Ernster und schwerer liegt

das Schuldproblem bei Hindenburg und Ludendorff. Imperialistischer Eroberungsdrang und dynastischer Eifer waren die Triebkräfte ihres militärischen und politischen Handelns, durch das sie Deutschland in die Niederlage führten. Obwohl ihre schweren Verfehlungen offen zutage liegen, hat die nationalistische Mehrheit des Untersuchungsausschusses sie von jeder Schuld freizusprechen versucht. Daß dieser Versuch mißglückt ist, beweist die Entschliebung der Minderheit, die schwere Verfehlungen des Generalfeldmarschalls Hindenburgs und seines Generalquartiermeisters feststellt. Wer das dreibändige Werk des Untersuchungsausschusses über die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918 gründlich studiert hat, kann keinen Zweifel mehr daran haben, daß die Geschichte das Votum der Minderheit des Untersuchungsausschusses in vollem Umfang bestätigen wird.

Minderheitsentschließung Dittmann, Dr. Moses, Dr. Quessel über die Ursachen des militärischen Zusammenbruchs 1918.

(Band I des Quellenwerkes, Seite 31 bis 32.)

I.

Die Untersuchungen des 4. Unterausschusses betreffend die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs im Jahre 1918 haben ergeben, daß das ungeheuerliche Annerxiionsprogramm, das die sechs großen Unternehmerverbände der Industrie und der Landwirtschaft (Zentralverband der Industriellen, Bund der Industriellen, Mittelstandsverband, Bund der Landwirte, Deutscher Bauernbund, Christliche Bauernvereine) im Mai 1915 der Reichsregierung unterbreiteten, auch im Jahre 1918 noch das politische Denken der D. S. L. beherrschte. Belgien in möglichst starke militärische und politische Abhängigkeit von Deutschland zu bringen, war noch immer das Kriegsziel der kaiserlichen Heerführer. Auch die Absicht, das an Belgien grenzende Küstengebiet bis etwa zur Somme mit Hinterland und die Erzgebiete von Brügge zu annektieren, war von der Mehrzahl der kaiserlichen Generale noch nicht aufgegeben worden.

Noch unheilvoller für das deutsche Volk als die westlichen Annerxiionspläne war der Frieden, der im Osten unter starkem Druck der D. S. L. der Russischen Sowjetrepublik brutal aufgezwungen worden war. Polen, Litauen, Lettland und Kurland waren von Rußland losgelöst worden, um sie mit militärischer Gewalt unter deutsche Oberhoheit zu bringen, wobei neben dem imperialistischen Ziel, Deutschlands Hegemonie über Osteuropa zu errichten, auch dynastische Absichten eine große Rolle spielten. Besonders verhängnisvoll sowohl in politischer als auch in militärischer Hinsicht war der Umstand, daß nach der Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litowsk kein wirklicher Friedenszustand im Osten eintrat, sondern Rußland im Norden bis zur Düna, im Süden bis zu den östlichen Grenzen der Ukraine von deutschen Truppen besetzt blieb.

II.

Die Untersuchung hat klargestellt, daß nach der gesamten wirtschaftlichen Lage Deutschlands, die die Bevölkerung der Städte und industriellen Ortschaften zu einer furchtbaren Unterernährung zwang, sowie angesichts der durch das Hungerdasein von Frauen und Kindern stark erschütterten Kampfkraft der Truppen der letzte große Schlag nur gewagt werden durfte mit freiem Rücken nach Osten, d. h. auf Grund eines Friedensvertrages mit Rußland, der nur geringfügige Grenzkorrekturen vorsah und im übrigen den besetzten Gebieten

Rußlands ihre volle Freiheit wiedergab. Eine weitere politische Voraussetzung für einen Erfolg der Offensive im Sinne der Herbeiführung eines Verständigungsfriedens mit den Westmächten war die Preisgabe aller Annexionsabsichten im Westen, insbesondere der offene Verzicht Deutschlands auf Belgien. Selbst bei einem Mißlingen der Offensive wäre unter diesen beiden politischen Voraussetzungen (Verständigungsfrieden im Osten und Preisgabe Belgiens) noch ein erträglicher Frieden möglich gewesen, weil es dann den feindlichen Regierungen sehr schwer gewesen wäre, mit ihren kriegsmüden Truppen, die nach dem Zeugnis französischer Militärs nur noch im „Schatten der Tanks“ zum Angriff vorwärtszubringen waren, den Kampf länger fortzusetzen.

III.

Die Untersuchungen des Unterausschusses haben ferner den Beweis erbracht, daß die Haupthindernisse für die Verwirklichung jener beiden politischen Voraussetzungen General Ludendorff und Generalfeldmarschall v. Hindenburg waren. Beide erstrebten, im Bann des obenerwähnten Annexionsprogramms der großen Wirtschaftsverbände stehend, eine wirtschaftliche Angliederung Belgiens an Deutschland, wozu sie eine mehrjährige Besetzung der belgischen Gebiete nach dem Friedensschluß als unumgänglich ansahen. Generalfeldmarschall v. Hindenburg sah außerdem in der dauernden militärischen Besetzung Lüttichs eine Notwendigkeit. Wie hartnäckig die beiden Heerführer an ihren Forderungen festhielten, zeigen die Befundungen des Generals Hoffmann, wonach Ludendorff vom Kaiser seine (Hoffmanns) Entlassung gefordert habe, weil er sich für einen Verständigungsfrieden mit Rußland und für die Freigabe Belgiens als den einzigen Weg zur Rettung Deutschlands eingesetzt hatte.

IV.

Was die militärische Vorbereitung der Offensive anbelangt, so macht sich der Unterausschuß hier das Urteil derjenigen militärischen Sachverständigen zu eigen, die sowohl in der Tagespresse als auch in Büchern und Broschüren die Ansicht vertreten haben, daß der mangelnde Abbau der Ostfront, der Verzicht auf die angebotene Heranziehung österreichisch-ungarischer Truppen, die Unterlassung der Herstellung starker Stellungen für den Fall eines Mißerfolges der Offensive und der Verzicht auf den Bau von Tanks für den Angriff wie für die Abwehr 1918 **schwere Verfehlungen des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg und seines Generalquartiermeisters darstellen**, denen es zuzuschreiben ist, daß der Mißerfolg der Offensive sich zu einer Katastrophe des deutschen Heeres auswuchs.



